

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 13 (1909)

Artikel: Vom Irrtum zum Irrsinn
Autor: Kuprin, A.J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573659>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mutter aus dem Himmel geholt zu haben, war Tetje ganz traurig. Und an einem sonnigen Septembernachmittag schlich sich Tetje ganz heimlich aus dem schweren alten Haustor hinaus und ging fort, um die Himmelsleiter zu suchen. Er wanderte tapfer auf den Heidewald zu, an dem es abends immer so golden war.

Er war sehr weit — da, wo Himmel und Erde zusammenkamen. Tetje hatte nicht geglaubt, daß es soweit sein könne. Seine kleinen Füße taten ihm bald sehr weh, und sein Herz schlug immer rascher, als es so schnell dämmrig wurde und so still und einsam um ihn her. Er stapfte müde auf den feuchten Moorwiesen zwischen raschelndem Niedgras vorwärts — weiter — weiter.

„Jetzt kann es doch nich' mehr weit sein, es war doch so nah!“ Und er ging immer tiefer hinein in das Moor. Das Gold am Waldesjaum war lange verschwunden, und angstvoll sah Tetje nach dem Walde hin, der immer mehr in die Dunkelheit hineinwuchs und bald ganz darin versunken war. Am Himmel hatten sich schwere schwarze Wolken auseinandergerollt und krochen langsam über den grauen Himmel und deckten den schmalen Mond fest zu.

„Jetzt werde ich die Leiter nich' mehr finden!“ Und seine Angst wuchs mit der Finsternis. „Ich werd' morgen kommen, Mutti, ich möcht' doch lieber nach Hause gehen!“ Und Tetje lief immer tiefer hinein in das Nebelmeer, in den lauernden Sumpf. Und der dicke graue Nebel lief immer mit ihm; unter seinen Füßen schluchzte und gurgelte eine dumpfe Musik. Angstvoll lauschte er auf die vielen vagen, gespenstigen Laute der Nacht, die von allen Seiten wie mit Händen, eisigen, kalten, unwirklichen Geisterhänden nach ihm griffen, und aus seinem eiskalten Köpfchen entrannten die Engel mit den goldenen Kleidern, die tausend goldenen Wocken und die goldene Leiter zum Himmel, und es kamen finstere Gestalten hinein. Der schwarze Spielmann, der mit tausend schwarzen Händen beständig geigte: Komm' her ... Komm' her ... und wer ihn hörte, der war ihm ewig verfallen mit Leib und Seele. Und seine Liebste, die wilde Margitt, die ihre alte Mutter nackt durch den Schnee wandern ließ, weil sie ihre weißen Finger nicht mit Spinnen verderben mochte, die am Charfreitag ihre Bibel ins Feuer geworfen und mit dem gottlosen schwarzen Spielmann unter Christi Kreuz gelärmt und getanzt hatte bis Mitternacht! Bis der Teufel gekommen war auf einem feuerroten Pferde und sie beide an den Haaren ins Moor geschleppt hatte und der Christus am Kreuz lebendig ward und sie verfluchte! Nun hockten sie im Moor bei der garstigen alten Moorhege, die einst die heilige Jungfrau als Bettlerin mit Hundchen von ihrer Türe geheßt hatte; die war schwarz wie eine Kröte und so kalt wie Eis und lauerte mit bösen roten Augen auf Wanderer, die sie in ihrem schwarzen Neze fing, um sich an ihnen zu wärmen ...

„Doh!“ Tetje schauerte in Qualen des Grauens und schrie laut in den dicken, tückischen, unbarmherzigen Nebel hinein ... Im Nieb geigte der schwarze Spielmann, aus den dunkeln Moorlöchern griff die tolle Margitt nach ihm, und die kalte, kalte Hand der Moorhege lag auf seinem Nacken, warf

ihr schwarzes Neß, das die Kröten und die Schlangen gewoben hatten ...

„Marinka, Marusch ... Papa ... Komm' doch ... Papa ... Doh ...“

Der graue Nebel verschlang den Schrei der Todesangst. Tetje stürzte zwischen den feuchten Wiesen schollen nieder und starrte entsetzt in die Finsternis. Von fern schien ein Licht zu schimmern. Tetje sprang auf und lief immer weiter, auf dieses Licht zu, laut schreiend, die Hände von sich gestreckt, und dann auf einmal ganz still, überwältigt von wahnwitzigem Grauen, immer weiter — weiter —

Das Licht — das Licht — Doh, erst dort sein — Ach, war das nicht der schwarze Geiger — Er griff — das schwarze Neß — ooh — die kalten — kalten Hände —

Die ganze düstere Wolkennacht suchten sie mit Windlichtern und Laternen weit in das schwarze Moor hinein. Erst in der fahlen Dämmerung eines trüben Morgens fanden sie Tetje. Er war stumm und kalt — in den Himmel gegangen —



John Dunand, Genf-Paris.
Knabe mit Schmetterling. Bronze-statue.

Vom Irrtum zum Irrsinn.

Nachdruck verboten.

Erzählung von A. J. Kuprin. Aus dem Russischen übersetzt von A. Lipschütz-Medowoi, Bern.

„Niemand hat wohl unter so originellen Umständen Weibsnachten erlebt wie einer meiner Patienten im Jahre 1896,“ sagte Slavinsky, ein in der Stadt sehr bekannter Psychiater. „Von diesem tragikomischen Ereignis will ich jedoch nicht erzählen; ich finde, es dürfte besser sein, wenn Sie selber durchlesen wollten, wie es der Held der Erzählung beschreibt.“

Mit diesen Worten zog der Arzt die mittlere Schublade des Schreibtisches heraus, wo in schönster Ordnung einige Bündel beschriebenen Papiers von verschiedenem Format lagen.

Jedes dieser Bündel war mit einer Nummer und mit einem Namen bezeichnet.

„Das alles ist die Literatur meiner unglücklichen Kranken,“ sagte Slavinsky, in der Schublade herumwühlend. „Im Laufe der letzten zehn Jahre habe ich mir sorgfältig eine ganze Sammlung davon zusammengestellt, die wir bei Gelegenheit miteinander untersuchen wollen. Viel Komisches und Rührendes, wohl gar Belehrendes findet sich darunter. Haben Sie Lust, gerade jetzt etwas daraus mit mir zu lesen?“



Louis Gallat, La Chaux-de-Fonds-Paris. Mutterglück (Maternité).
Rosa Marmor. Eigentum der Schweiz. Eidgenossenschaft.

Ich nahm aus der Hand des Arztes ein kleines Heft, etwa in der Größe eines Quartbogens, das mit einer großen steilen und unregelmäßigen Schrift beschrieben war. Folgendes erfuhr ich aus dem Manuskript, das ich hier getreu wiedergebe, dank der liebenswürdigen Erlaubnis des Arztes.

Herrn Dr. Slavinsky, Hochwohlgeboren
Consultant an der psychiatrischen Abteilung des Krankenhauses in N.

Des in der erwähnten Abteilung internierten Adligen
Iwan Gfimowitsch Ptschelowodow Gesuch:

Gnädiger Herr!

Während meines zweijährigen Aufenthaltes in diesem Irrenhause versuchte ich schon mehrmals, das traurige Mißverständnis, das mich, den ganz Gesunden, hieherbrachte, aufzuklären. Zu diesem Behufe wandte ich mich schriftlich und mündlich an den Oberarzt, an das gesamte Personal des Krankenhauses und unter anderm, wie Sie sich erinnern werden, auch an Sie um Ihre gütige Unterstützung. Mit Gegenwärtigem wage ich es nochmals, Ihre Aufmerksamkeit für die nachfolgenden Zeilen zu erbitten. Ich tue es, weil Ihr sympathisches Aussehen, wie auch Ihr menschlicher Umgang mit den Kranken in Ihnen einen guten Menschen vermuten lassen, der von der professionellen Routine noch nicht verdorben ist. Ich ersuche Sie inständigst: lesen Sie diesen Brief zu Ende! Es möge Sie nicht aufhalten, wenn Sie auf grammatikalische Fehler und Mängel im Zusammenhang der Sätze stoßen werden. Sie dürfen wohl zugeben, daß es schwierig ist, wenn

man in einer Irrenanstalt zwei Jahre zubringt, wo man nur das Schimpfen der Wächter und die vernunftlosen Reden der Kranken hört, die Fähigkeit zu bewahren, seine Gedanken auf dem Papier klar auseinanderzusetzen. Ich habe eine höhere Lehranstalt absolviert; aber bei Anwendung selbst der einfachsten Regel der Syntax fühle ich mich nunmehr unsicher.

Ich bitte um Ihre Aufmerksamkeit besonders deshalb, weil ich wohl weiß, daß alle Geisteskranken zur Ansicht neigen, daß sie sich infolge eines Irrtums oder feindlicher Intrigen im Irrenhause befinden. Ich weiß, wie gerne sie die Ärzte, Wächter, Besucher und Unglücksgegnen davon überzeugen wollen, und deshalb begreife ich das Mißtrauen der Ärzte, das diese jenen Bitten und Erzählungen entgegenbringen, vollkommen. Ich aber bitte Sie nur um die Prüfung der Tatsachen, wie ich sie Ihnen auseinanderzusetzen sogleich die Ehre haben werde.

Die Geschichte trug sich am 24. Dezember 1896 zu. Ich war zu jener Zeit in der Stahlgießerei „Karl Wudt & Comp. Erben“ als Obertechniker angestellt. Mitte Dezember geriet ich mit dem Direktor in einen Streit wegen des widrigen Strafsystems, das er gegen die Arbeiter anwandte. Während einer Auseinandersetzung, zu der es nachher kam, wurde ich wütend, schleuderte ihm eine Menge Grobheiten ins Gesicht, und ohne erst die Aufforderung, mich zu entfernen, abzuwarten, gab ich meine Stelle auf. In der Fabrik hatte ich nichts mehr zu tun und fuhr deshalb auf Weihnachten nach N., um dort im Kreise meiner nahen Verwandten Neujahr zu feiern.

Der Zug war von reisendem Publikum überfüllt. In dem Waggon, in dem ich Platz genommen, saßen je drei Personen auf einer Bank. Mein Nachbar zur Linken war, wie es sich herausstellte, Student der Akademie der bildenden Künste; mir gegenüber saß ein Kaufmann, der an allen Stationen ausstieg, um Kognak zu trinken. Unter anderm bemerkte er beiläufig, daß er in N. an der Unteren Straße eine Fleischerei besäße, nannte auch seinen Namen; aber ich kann mich dessen jetzt nicht mehr genau entsinnen. Er lautete ungefähr Serdjuk — Serdniak — Serbolik, kurz, es war hier eine Kombination der Buchstaben S, R, D und K. Ich äußere mich deswegen so eingehend über den Namen, weil im Fall der Entdeckung seines Trägers meine Erzählung durch ihn ihre volle Bestätigung finden würde. Er ist ein Mann von mittlerem Wuchs, stark, mit angenehmem, vollem Gesicht, mit kleinem, sorgfältig gestutztem Schnurrbart und rasiertem Backenbart.

Da von Schlafen keine Rede war, plauderten wir, um die Zeit totzuschlagen und tranken ein wenig dazu. Aber gegen Mitternacht schon waren wir todmüde, und immer noch stand uns lange schlaflose Zeit bevor. Halb scherzhaft, halb auch im Ernst begannen wir nach verschiedenen Mitteln zu fassen, um doch wenigstens für drei bis vier Stunden den Schlaf finden zu können. Plötzlich rief der Student:

„Meine Herren, ich habe einen glücklichen Gedanken; nur weiß ich nicht, ob Sie mit mir einverstanden sein werden. Einer von uns wird einen Wahnsinnigen simulieren, ein zweiter muß bei ihm bleiben, und ein dritter wird dem Oberkondukteur die Mitteilung machen, daß wir einen Geisteskranken begleiten, der sich bis jetzt ruhig verhielt, plötzlich aber von seiner Krankheit befallen wurde, und daß es für die Sicherheit der Passagiere von Vorteil wäre, ihn rechtzeitig zu isolieren.“

Wir stimmten zu, weil wir den Plan des Studenten einfach und leicht ausführbar fanden. Allein niemand von uns äußerte den Wunsch, die Rolle eines Wahnsinnigen zu spielen. Da machte der Händler einen Vorschlag, der sofort unser Schwanken beseitigte.

„Lassen wir das Los entscheiden, meine Herren!“

Von allen Anwesenden war ich der Kleinsteste, und ich hätte eigentlich der Vernünftigste sein sollen. Und dennoch habe ich mich an dem verrückten Spiel beteiligt und zog — natürlich den Knoten aus der zusammengebrückten Faust des Fleischhändlers heraus.

Die Komödie mit dem Oberkondukteur wurde mit überzeugender Wahrheit gespielt; sofort stellte man uns ein besonderes Coupé zur Verfügung.

Zuweilen vernahmen wir auf einer größeren Station laute erbohte Stimmen hinter unserer Tür:

„Nun ja... Aber dieses Coupé? Schaffner, machen Sie doch auf!“

Nach solchem Befehle hörte man die Stimme des Kondukteurs, wie er leise und mit einem Anflug von Furcht antwortete:

„Entschuldigen Sie, in diesem Coupé dürfte es Ihnen nicht sehr bequem sein... Da sitzt ein Kranker, ein Wahnsinniger! Er ist etwas unruhig...“

Das Gespräch wurde dann sofort unterbrochen, und man hörte die sich entfernenden Schritte. Unser Plan stellte sich als wohlberechnet heraus, und nachdem wir unser redliches Teil gelacht hatten, schliefen wir ein. Ich aber träumte unruhig, als ob ich mein Unglück im Schlaf vorausgeahnt hätte. Es lag wie ein Alpdruck auf mir, und ich besinne mich nur, daß ich gegen Morgen ein paarmal mit lautem Aufschrei erwachte.

Um zehn Uhr wurde ich vollständig wach. Meine Reisegefährten waren verschwunden; wahrscheinlich sind sie bei einer Station ausgestiegen, an welcher der Zug in den frühen Morgenstunden gehalten hatte. An ihrer Stelle saß mir gegenüber auf der gepolsterten Bank ein strammer rothaariger Bursche mit einer Eisenbahnbeamtenkappe und starrte mich unablässig an. Ich brachte meine Kleider in Ordnung, knöpfte meinen Rock zu, zog aus der Reisetasche ein Handtuch heraus und schickte mich an, Toilette zu machen. Aber kaum hatte ich die Türklinke berührt, als der Bursche rasch von seinem Sitz aufsprang, mich um den Kumpf packte und auf die Bank niederwarf. Wütend über diese Frechheit versuchte ich mich loszumachen, wollte ihm eine Ohrfeige versetzen, konnte mich jedoch nicht vom Fleck rühren. Seine Hände preßten mich wie Eisenklammern.

„Was wollen Sie denn von mir?“ schrie ich mit halberstickter Stimme, keuchend unter der Last seines Körpers. „Fort! Lassen Sie mich in Ruhe!“

Im ersten Augenblick durchzuckte mich der Gedanke, ich habe es mit einem Wahnsinnigen zu tun. Der Bursche aber, vom Kampfe erhit, drückte mich immer ingrimmiger zusammen, wobei er zornig die Worte hervorstieß:

„Warte nur, Bruder, man wird dir Ketten anlegen; dann wirst du erfahren,



Louis Gallet, La Chaug-de-Fonds-Paris. Grabdenkmal für Herrn G. Marmor.

was man von dir will! Du wirst es schon erfahren, Bruder, du wirst es schon erfahren!"

Ich begann die entsetzliche Wahrheit zu ahnen, und indem ich meinem Folterer Zeit gab, daß er sich beruhige, sagte ich:

"Gut, ich verspreche, mich nicht von der Stelle zu rühren! Lassen Sie mich!" Natürlich sah ich ein, daß dem Dummkopf gegenüber jede Erklärung nutzlos wäre. "Nur ruhig abwarten, und die Geschichte wird zweifelsohne ihre Aufklärung finden!"

Der Idiot wollte mir anfangs nicht glauben. Als er aber sah, daß ich ganz ruhig dalag, begann der Druck seiner Hände allmählich nachzulassen; endlich gab er mich aus seiner schrecklichen Umarmung frei und setzte sich auf die Bank mir gegenüber. Aber seine Augen hörten nicht auf, mir mit dem angestrengten scharfen Blick der Katze zu folgen, die einer Maus auslauert, und auf all mein Fragen konnte ich kein Wörtchen aus ihm herausbekommen.

Beim Anhalten des Zuges auf einer Station vernahm ich aus dem Laufgang des Waggons die fragende Stimme: "Ist der Kranke hier?" Eine andere Stimme antwortete schnell: "Jawohl, Herr Vorstand!" Darauf schnappte das Schloß, und ein Kopf in roter Mütze schob sich ins Coupé herein. Mit verzweifelter Schrei stürzte ich mich auf die Mütze: "Herr Stationsvorstand, um Gottes willen..." Aber im selben Augenblick zog sich der Kopf zurück, das Schloß schnappte mit lautem Krach zurück, während ich auch schon auf der Bank lag, mich unter dem Körperdrucke meines Reisegefährten hin- und herwerfend.

Endlich erreichten wir die Station. Zehn Minuten waren bereits verstrichen, seitdem der Zug angehalten hatte, als drei Wärter erschienen, um mich abzuholen. Zwei von ihnen packten mich fest an den Armen, während der dritte und mein früherer Folterknecht nun ihre Häute in den Kragen meines Mantels vergruben. Auf solche Weise schleppte man mich aus dem Waggon heraus. Der erste, den ich auf dem Perron erblickte, war ein Gendarmen-Oberst, ein Herr mit prächtigem Schnurrbart. Ich wandte mich an ihn und rief:

"Herr Offizier, ich bitte Sie inständigst, hören Sie mich an!" — Er gab den Wärtern ein Zeichen, von mir abzulassen, kam auf mich zu und fragte mit höflicher, fast freundlicher Stimme: "Womit kann ich dienen?"

Aus seiner Miene konnte man erkennen, daß er kaltes Blut bewahren wollte; denn sein unsicherer Blick und die unruhige Falte um den Mund besagten deutlich, daß er die ganze Zeit auf seiner Hut war. Ich sah ein, daß meine ganze Antwort von dem ruhigen Tone meiner Antwort abhing, und erzählte dem Offizier, soweit ich konnte, kurz und bündig all das, was sich mit mir ereignet hatte. Zuweilen drückte sein Gesicht bei meiner Erzählung lebhaft und aufrichtige Anteilnahme aus; manchmal aber hatte es den Anschein, als ob er an der Richtigkeit meiner Worte zweifelte, indem er mit jenem bekannten Ausdruck im Gesicht, mit dem man das Geschwätz der Kinder und Wahnsinnigen anhört, den Kopf schüttelte. Als ich zu Ende war, sagte er, indem er vermied, mir gerade ins Gesicht zu schauen, mit weicher und höflicher Stimme: "Sehen Sie, ich zweifle freilich nicht; allein, fürwahr, wir haben ein solches Telegramm bekommen... Und dann, ihre Freunde... O, ich bin vollständig überzeugt, daß Sie gänzlich gesund sind; allein, wissen Sie, es wird Ihnen doch nicht schaden, mit dem Arzte etwa zehn Minuten zu sprechen. Zweifelsohne wird er sich bald überzeugen, daß Sie sich geistig im besten Zustande befinden, und wird Sie dann entlassen; Sie werden mir wohl beipflichten, daß ich am Ende in dieser Angelegenheit nicht kompetent bin." Jedoch war er insoweit liebenswürdig, daß er mir nur einen einzigen Wärter zum Begleiter bestimmte, worauf ich ihm auf mein Ehrenwort versicherte, daß ich unterwegs in keiner Weise meiner Entrüstung Ausdruck geben und auch nicht versuchen werde, zu fliehen.

Wir kamen gerade zur Zeit der Ordination an. Ich hatte nicht lange zu warten. Bald erschien der Oberarzt im Empfangszimmer in Begleitung einiger Assistenten, des Aufsehers

der psychiatrischen Abteilung, der Wärter und von etwa zwanzig Studenten. Er kam sofort auf mich zu und richtete einen langandauernden und prüfenden Blick auf mich. Ich wandte mich um. Aus irgend einem Grunde schien es mir, als ob dieser Mensch mich sogleich zu hassen beginne.

"Nur bitte, regen Sie sich nicht auf!" sagte der Arzt, mich fortwährend mit seinem schweren Blicke prüfend. "Hier haben Sie keine Feinde. Niemand wird Sie verfolgen. Die Feinde sind dort, in jener Stadt zurückgeblieben... Sie werden nicht wagen, Sie hier anzugreifen; Sie sehen rings um sich lauter gute liebenswürdige Menschen... Viele kennen Sie gut und nehmen an Ihnen Anteil. Mich, zum Beispiel, kennen Sie mich etwa nicht?"

Er hielt mich schon von vornherein für wahnsinnig. Ich wollte ihm erwidern, hielt mich aber zur rechten Zeit zurück. Ich sah nur zu wohl ein, daß jeder Zornausbruch, jede schroffe Ausdrucksweise als unzweifelhaftes Wahnsymptom angesehen würde. Darum schwieg ich. Als dann fragte er nach meinem Vor- und Zunamen, Alter, Beschäftigung, nach meinen Eltern usw. Alle diese Fragen beantwortete ich kurz und genau.

"Fühlen Sie sich schon seit längerer Zeit unwohl?" wandte sich der Arzt plötzlich an mich. Ich antwortete, daß ich mich über nichts zu beklagen hätte, daß ich mich überhaupt einer ausgezeichneten Gesundheit erfreue.

"Na, freilich, ich meine ja keine ernstliche Krankheit; aber leiden Sie schon lange an Kopfschmerzen, Schlaflosigkeit? Kommen nicht Halluzinationen, Schwindelanfälle vor? Empfinden Sie nicht unwillkürliche Muskelzuckungen?"

"Aber im Gegenteil, Herr Doktor, ich schlafe sehr gut und weiß kaum, was Kopfschmerzen sind! Das einzige Mal, daß ich unruhig schlief, war in der vorigen Nacht..."

"Das wissen wir schon," sagte der Arzt ruhig. "Und nun können Sie mir vielleicht darüber ausführlich Auskunft geben, was mit Ihnen vorgegangen ist von jenem Zeitpunkt an, da Ihre Reisegefährten, den Zug verlassend, in der Station Kriwojarsk ausgestiegen sind? Was bewog Sie z. B. mit dem Konkurrenten in Zwist zu geraten? Oder warum stürzten Sie sich nachher auf den Stationsvorstand mit Drohungen, als er ins Coupé eintrat?"

Ich erzählte dem Arzte all das, was ich schon früher dem Gendarmenoffizier erzählt hatte. Allein es war nicht mehr so zusammenhängend und überzeugend wie zuvor. Mich brachte die rohe Betrachtungsweise der mich umgebenden Menge in Verlegenheit. Außerdem regte mich die Zudringlichkeit des Arztes, der mich um jeden Preis für verrückt erklären wollte, auf. Gerade in der Mitte meiner Erzählung wandte sich der Arzt an die Studenten und sagte: "Betrachten Sie, meine Herren, wie das Leben manchmal unwahrscheinlicher als jede Erfindung ist! Würde ein solches Thema einem Schriftsteller einfallen, das Publikum würde es nie glauben. Dies da nenne ich Erfindungsgeist." Die Ironie, die in seinen Worten klang, verstand ich zu gut. Ich errötete vor Scham und verstummte.

"Fahren Sie fort, fahren Sie fort, ich höre Sie an!" sagte der Arzt mit falscher Freundlichkeit. Aber bevor ich an die Episode meines Erwachens kam, überraschte er mich mit der Frage: "Sagen Sie mir, was für einen Monat haben wir jetzt?" — "Dezember," erwiderte ich, nicht sofort, ein wenig betroffen. — "Und vorher, welchen hatten wir?" — "November." — "Und vorher?" — Ich muß gestehen, daß diese Monate auf "er" für mich ein Stein des Anstoßes waren, und um sagen zu können, welcher von ihnen vorausgegangen sei, mußte ich sie alle, mit dem Monat August beginnend, in Gedanken aufzählen. Deshalb geriet ich ein wenig in Verlegenheit. — "Na, ja, der Reihenfolge der Monate erinnern Sie sich nicht ganz gut," bemerkte der Arzt lässig und beiläufig, indem er sich mehr an die Studierenden als an mich wandte. "Einige Verwirrung bezüglich der Zeit, das macht nichts. Das passiert einem... Nun weiter, ich höre Sie an!"

Allerdings hatte ich unrecht, hundertmal unrecht und schuf nur mir selbst Unannehmlichkeiten. Aber diese Jesuiten-



Daniel Hily, Genf.

Sommernorgen.
Phot. Hermann Kind, Winterthur.



Louis Gallet, La Chaux-de-Fonds-Paris. Haus im Hoch-Jura. Fassade.

manier des Arztes versetzte mich geradezu in Wut, und ich schrie aus vollem Halse: „Dummkopf! Bedant! Sie sind viel mehr verrückt als ich!“ — Ich wiederhole, daß dieser Ausruf höchst unvorsichtig und unsinnig war; allein ich drückte nicht einmal den hundertsten Teil der boshaften Gehässigkeit aus, mit der die Fragen des Oberarztes durchtränkt waren.

Er machte eine kaum bemerkbare Bewegung mit den Augen. Im Nu überfielen mich von allen Seiten die Wärter. Außer mir vor Wut versetzte ich jemandem eine Ohrfeige. Dann hat man mich zu Boden geworfen und gebunden. — „Diese Erscheinung heißt «raptus»: ein unerwarteter stürmischer Ausbruch,“ hörte ich die Stimme des Arztes hinter mir, während die Wärter mich auf den Armen aus dem Empfangszimmer trugen...

Ich ersuche Sie, Herr Doktor, prüfen Sie all das, was ich schreibe, und sollte es sich als wahr herausstellen, so ist der eine Schluß daraus zu ziehen: daß ich einem medizinischen Irrtum

zum Opfer fiel. Ich bitte Sie, flehe Sie an, mich möglichst schnell zu befreien. Das Leben hier ist unerträglich. Die Wärter, durch den Aufseher (der, wie Sie wissen, ein preußischer Spion ist) bestochen, schütteten gestern ins Essen der Kranken ein großes Quantum Strichnin und Schwefelsäure. Vorgestern trieben diese Ungeheuer ihre Grausamkeit soweit, daß sie mich folterten mit glühenden Eisen, die sie mir auf Bauch und Herz legten. Auch wegen der Mäuse... Sie sind augenscheinlich begabt...

„Was ist denn das, Herr Doktor? Eine Mystifikation? Das irre Reden eines Wahnsinnigen?“ fragte ich, indem ich das Manuskript Slavinsky zurückgab. Hat jemand die Tatsachen, die dieser Mann da erzählt, geprüft?“

Ueber das Gesicht Slavinskys flog ein bitteres Lächeln: „Aber wo! Da ist wirklich ein sogenannter medizinischer Irrtum begangen worden,“ sagte er, indem er die Blätter in die Schublade zurücklegte. „Ich habe den Händler ausfindig gemacht. Sein Name ist Swiridenko. Er hat all das, was Sie soeben da gelesen haben, genau bestätigt. Er hat sogar noch mehr gesagt. Als er und der Student auf der Station ausgestiegen waren, hätten sie zusammen soviel Tee mit Rum getrunken, daß sie auf den Einfall gekommen seien, den Streich fortzusetzen, und in diesem Sinne hätten sie dem Zug ein Telegramm folgenden Inhalts nachgeschickt: „Wir versäumten den Zug, sind in Kriwarschje zurückgeblieben. Geben Sie auf den Kranken acht!“ Natürlich ein dummer Streich! Aber wissen Sie, wer diesen Kranken endgültig zu Grunde gerichtet hat? Der Direktor der Fabrik, Karl Wudt & Comp. Erben. Als man bei ihm nachfragte, ob er und das Personal an Pischelowodow etwa Sonderheiten und Abnormitäten bemerkt hätten, antwortete er schlechthin, er habe schon seit langem den Obertechniker Pischelowodow für wahnsinnig und in letzter Zeit sogar für tobstüchtig gehalten. Ich glaube, daß er es aus Rache getan hat.“

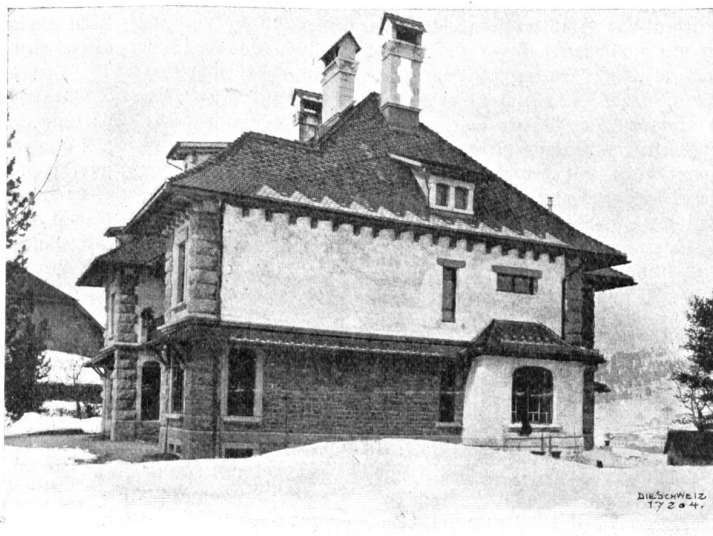
„Aber warum entlassen Sie ihn in diesem Falle nicht, wenn Sie alles das wissen?“ erregte ich mich. „Setzen Sie sich dafür ein, bestehen Sie darauf!“

Slavinsky zuckte mit den Achseln. „Haben Sie seinen Brief nicht zu Ende gelesen? Das vielberühmte Regime unserer Anstalt hat das Seinige getan. Dieser Mensch ist seit einem Jahre für unheilbar erklärt. Anfangs war er von Verfolgungswahn befallen, und nun ist er schwachsinig geworden!“

Sittenmandate etc. aus dem Städteleben der alten Zeit.

(Schluß).

Die Florentiner besaßen freilich noch eine andere Steuer, der sich auch die schlauesten Defraudanten nicht so leicht entziehen konnten, den uns jetzt ja noch allen aus Italien und Frankreich bekannten städtischen Zoll oder „Decroi“. Und sie befanden sich auch bei diesen bei uns so verpönten indirekten Steuern gar nicht übel. Allerdings, es gab auch da Leute, die den Staat zu betrügen suchten. Nur nicht mit demselben Glücke, wie der „kluge und vorsichtige“ Sonaglini. Einem traurigen Raubritter, der ertappt worden war, als er ein gestohlenen Schwein in die Stadt hineinschmuggeln wollte, gönnt Sacchetti sein Mißgeschick von Herzen. Ein bißchen anders stand es mit dem reichen Florentiner, dessen Namen Sacchetti aus Rücksicht auf die Familie verschweigt, der auch zu schmuggeln versuchte. „Lebte da,“ erzählt Sacchetti, „ein schätzbare Geizhaken im Besitze von gut 20,000 Gulden (etwa einer halben Million Franken) aus Florenz auf dem Lande und



Louis Gallet, La Chaux-de-Fonds-Paris. Haus im Hoch-Jura. Seitenansicht.